Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Das Fenster [Fortsetzung]
Autor: Lang, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573163

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

für Hildi so einleuchtend, daß ihr eigenes Herz nicht Widerstand leisten durfte.

Ohne ihrer Enkelin etwas von der Einladung zu sagen, erzählte sie ihr vieles aus den letzten Briefen ihrer Verwandten, und als sie Hildi, ganz Auge und Ohr wie immer, wenn von Brasilien die Rede war, schwärmerisch aufleuchten sah, fragte sie unvermittelt:

„Möchtest du auch einmal dorthin?"

„Nur einmal," sagte Hildi träumend, als ob man ihr vorgeschagen hätte, Elfenkönigin zu werden, „nur einmal — und dann wieder zu dir zurück!" „Dummerchen," sagte Frau Leonie und strich ihrer Enkelin, die sich an sie geschmiegt hatte, über das dunkel gewellte Haar, „wer wird dich denn hinüberholen und mir wieder zurückbringen?" Aber sie wußte wohl, daß das Blut der Morell sich durch solche praktische Bedenken am wenigsten beschwichtigen ließ.

So nahm das Schicksal seinen Lauf.

Hildi wandelte wie im Traum über diese Erde, seit sie wußte, daß ihr größter Wunsch in Erfüllung ging. Erst als das Reisegeld von drüben ankam, eine Summe, die ihr ein Vermögen schien und jedenfalls die größten Bequemlichkeiten gestattete, als die Reisegelegenheit sich gefunden hatte und die mancherlei Vorbereitungen in Angriff genommen werden mußten, trat die Wirklichkeit deutlich in Hildis Bewußtsein. Eine merkwürdige Veränderung vollzog sich; alles Träumerische verflog, und mit den langen, modisch geschnittenen Kleidern nahm das achtzehnjährige Mädchen die sichere Haltung einer reifen jungen Dame an, die weiß, was sie will und sich durch die schönsten Komplimente von der Welt nicht irremachen läßt.

Kaum war Hildi verreist und für Frau Leonie die Gefahr naheliegend, sich dem Schmerz hinzugeben, den sie bis dahin vor ihrer Enkelin wacker niedergezwungen hatte, so beschloß sie, sich der ihr längst angeratenen Augenkur zu unterziehen. Die langen Wochen, die sie in dem kleinen dunkeln Zimmer der Klinik verlebte, brachten ihr zwar keine Heilung, bloß eine Linderung des Uebels; dafür fühlte sie sich durch die Bekanntschaft der sie pflegenden Krankenschwester bereichert, eines jungen Mädchens aus guter Familie, das sich aus verworrenen Leidenschaftskonflikten in die kühlende Abgeschiedenheit der Krankenpflege geflüchtet hatte. Ihre Bekanntschaft war nicht von Angesicht zu Angesicht geschlossen worden; denn Frau Leonie lag immer mit verbundenen Augen oder in dunkler Stube. Aber das Ohr verstand auch zu lesen, und Schwester Lydias Stimme war eine von jenen vielsagenden, deren Klang das Geheimnis einer schönen Seele ungewollt zu verraten scheint und durch dieses unfreiwillige, herrliche Bekenntnis einen fast schaudernden Reiz auf den Horchenden ausübt. Frau Leonie konnte stundenlang dieser dunkelgefärbten Stimme lauschen, in ihre Tiefe hinabhorchen wie in den Grund eines schwarzen Waldsees, und dabei hatte der Genuß des schwelgenden Ohrs nichts Zudringliches wie der der Augen, und Schwester Lydia ahnte nicht, indem sie stundenlang erzählte, wie tief sie ihr innerstes Wesen enthüllte und welchen Zauber sie auf eine erblindende Greisin ausübte.

Als Frau Leonie nach einer erfolglosen Operation des einen Auges das Spital verließ, wußten sich die beiden schwesterlichen Seelen für immer verbunden, und es bedurfte keiner dringenden Aufforderung von Frau Leonies Seite, um sich die Aussicht auf künftige Besuche Schwester Lydias zu sichern. So oft diese abkommen konnte, erschien sie auf der Liebegg, wo sie sich am farbenreichen Glanze der Natur und an der abgeklärten Heiterkeit ihrer mütterlichen Freundin von der abstumpfenden Trübsal des Spitaldienstes erholte. Oft und gerne traf sie dort mit dem Doktor Lutz zusammen, dessen gesunder Humor im rechten Moment einsprang und wie ein behaglicher Hochzeitsonkel die beiden herrenlosen Damen lustig unter seine Arme nahm.

(Fortsetzung folgt).

Das Fenster.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Willy Lang, München.

(Fortsetzung).

Am folgenden Morgen erwachte Roman Henry mit einem quälenden fröstelnden Gefühl. Seine Hände waren kalt, und wo er sich antastete, war die Haut trocken und kühl.

Es erfaßte ihn eine unendliche Sehnsucht nach Wärme. Er besprach mit Gabriele ausführlich einen Plan, nach Cannes zu fahren. Das würde ihm helfen. Da wollte er die Nachmittage in einem Rohrstuhl in der Sonne liegen und auf die dunkelblaue Fläche des Wassers sehen. Oder im Palmengarten eines Hotels unter Glasscheiben in einem weißen, glänzenden Meer von Licht sich rösten lassen.

Er gab Gabriele einen Band Maupassant: «Sur l'Eau». Sie mußte ihm daraus vorlesen. Vielleicht wollten sie dann auch nach Korsika hinüber. Korsika, wie schön würde das sein! Lange Wagenfahrten wollten sie machen durch dichte, unheimliche Wälder. Und wieder dem Meere entlang.

Aber Roman Henry hatte das Lesen bald satt. Gabriele las doch zu schlecht; sie verstand oft den Sinn nicht. Das war erst komisch. Nachher aber ermüdete es.

Gegen Mittag wurde der Zustand besser. Roman Henry hatte sich eine Injektion gemacht und wurde dar-

über wieder frisch. Merkwürdigerweise tauchte erst jetzt der Gedanke von der Tiefe wieder auf. Roman Henry war völlig erstaunt, daß er ihn den ganzen Morgen, ja auch im Verlauf des vorigen Abends völlig verlassen hatte. Jetzt aber trug er wieder Kraft in sich, um dem Problem auf den Grund zu kommen.

Erst versuchte er das Experiment mit den Ringen. Er sah hinaus wie gestern; an der Wand der Sorbonne reflektierte die gelbe Herbstsonne auf das Pflaster. Das Wetter, die Temperatur waren ungünstig. Die Ringe kamen nicht.

Aber Roman Henry schöpfte Mut. Er kam sich vor wie ein Physiker vor dem Experimentiertisch. Eine stille glückliche Geschäftigkeit hatte ihn erfaßt.

Hinter den dunkeln Scheiben der Sorbonne gingen Gestalten mit braunen Blusen. Eine Gasflamme brannte trüb. Es mußte da ein Laboratorium sein.

„Komisch," sagte er sich, „die gehen da drüben herum mit Gläsern und Retorten, und keiner ist noch darauf gekommen, daß der Begriff der Tiefe ein Hirngespinst ist, das aus den Funktionen des Intellektes ausgeschaltet werden kann. Darunter ist vielleicht einer, der sich sogar mit der vierten Dimension beschäftigt, und ich vermindere alles auf zwei . . . auf zwei und eine halbe . . ."

Die Rechnung schien wieder nicht klar zu sein.

Er seufzte und schloß die Augen. Wie ihn dies ermattete, dieses Kalkulieren. Aber es lag doch etwas eminent Großartiges darin. Am besten war es schließlich, eine Zeichnung zu machen, die Situationen zu fixieren; wenn es dann bewiesen war, konnte niemand die Erfahrung als Flunkerei bezichtigen.

Roman Henry gewahrte, wie doch eine starke Ambition in ihm wuchs. Aber das mit der Zeichnung hatte seine Schwierigkeiten. Es war nicht so leicht, die verschiedenen Pläne und Ebenen auseinander zu halten. So versuchte er eine Demonstration mit zwei Postkarten. Die eine legte er auf den Tisch, die andere stellte er im rechten Winkel dazu.

Entsetzlich, die dritte Dimension war dennoch da! Selbst wenn die Karte auf dem Tisch den obersten der Kreise bedeutete. Er hatte nur die Grundfläche verändert. Höhe und Tiefe war ja kein Gegensatz.

Mit offenem Mund saß er über den Tisch geneigt. Warum sollte nun alles wieder zerschlagen sein? Er war erschüttert wie ein Junge, dem ein Dom aus Spielhölzern eingestürzt ist, der doch eigentlich stehen sollte.

Da wurde er ganz bescheiden.

Konnte das mit der Tiefe nicht für ihn ganz allein, in Beziehung zu seinem Dasein, etwas Besonderes sein?

Langsam hellten sich seine Blicke auf.

Dies war der Punkt, auf den es ankam. Er wollte die Erfahrung still für sich ausbilden, wie man etwas Liebes und Teures pflegt. Wenn er auch die Konsequenzen noch nicht absah. Er hoffte, mit der zuversichtlichen Gier eines Kranken . . .

* * *

Es war jetzt Mitte Oktober. Ueber den Nachmittagen lag noch eine laue leuchtende Wärme.

Roman Henry ging nun immer nach Tisch in den Luxembourggarten. Gabriele begleitete ihn bis zum Portal und kehrte dann um. Er hatte selbst ein Gefühl, wie seltsam das Bild war, wenn sie zusammen dahinschritten. Gabriele zierlich und grazil, mit schüchternen und doch listigen Augen, auf ihren hohen Absätzen vergnügt einhertrottend. Er selbst in dem weiten englischen Paletot, der seine Hagerkeit doch nicht verbergen konnte, wie eine wandelnde Unsicherheit. Als hätte er eine Scheu vor jedem Tritt.

Wenn Gabriele wieder zurückging, stand er oft noch hinter dem hohen Eisengitter, hielt sich an den Stäben, deren Kühle ihm durch die Handschuhe durchkroch, und schaute ihr nach.

Sie sah sich nie oder nur selten um. Sie hatte ihn hergebracht, er hatte ihr die Wange geküßt, und nun trottete sie wieder zurück. In jedem Fall war ihre Pflicht getan. Sie zog nicht die Gedanken einer Bewegung in die einer andern über, sondern trennte mit selbstverständlicher Sorgfalt.

Roman Henry wollte dies erst als schmerzlich empfinden. Wenn er sich auch über die Zuneigung der Frauen keine allzu großen Hoffnungen machte und ihre trügerischen Möglichkeiten kannte, glaubte er doch immer wieder, was Gabriele anbetraf, an einen seltenen Fall. Sie hatte noch das Zutrauen zu ihm, das ein Weib zumeist zu dem Manne besitzt, der zuerst ihr Leben in dem besonderen Sinn, der hier vorlag, gestaltet. Darauf stützte er seine Reflexionen, wenn er sich zugleich auch eingestand, daß sein Glaube an Gabriele doch auch, ja in einem ganz großen Maße dem Bedürfnis nach Anhänglichkeit und Liebe entsprang, welcher Wunsch nur zu sehr in seinem jetzigen, zuweilen fast trostlosen Zustand begründet war.

Roman Henry ging unter den Bäumen weiter im raschelnden Laub. Er trug wieder jene qualvolle Unruhe in sich, die er zwar seit Jahren empfand, die sich aber seit einem Monat in einer unerträglichen, unabsehbaren Steigerung befand.

Längst hatte er sich entwöhnt, an das Endziel solcher Qualen zu denken. Das Denken brachte ihn auf noch unerquicklichere Zweige. Darin lag ja auch seine Sympathie für den Prinzen, der, wie er es abschätzte, an einem ähnlichen Uebel litt.

Roman Henry hatte sich auf eine Bank gesetzt und überlegte ernsthaft, ob es eine Anziehungskraft der Individuen selber Krankheitszonen gebe. Er vermochte keinen Beweis darüber zu finden.

Als er aufsah, saß neben ihm ein Herr. Er streifte ihn nur mit einem Blick. Da hob der andere seinen Hut und grüßte. Roman Henry erinnerte sich nicht, ihn je gekannt zu haben, und verzog keine Miene. Während er aber zur Fontaine de Médicis hinunterstarrte, rekonstruierte er sich sein Bild. Er schien klein, mit einem dunkeln, aber grau schimmernden Spitzbart. Trug schlechte Wäsche. Hatte unangenehm durchbohrende Augen.

Da hörte er den andern sagen: „Doktor Belman!"

Roman Henry rührte sich nicht. Er war fast ängstlich. Was wollte der Mensch von ihm? War es ein Bettler? Oder ein Vermittler von irgend einem Maison de Rendezvous?

„Ich habe leider nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, muß Ihnen aber gestehen, daß ich Sie schon lange beobachtet..." fuhr der andere mit englischem Akzent fort.

„Beobachtet . . ." Roman Henry drehte sich nach

ihm um, konnte aber den glänzenden, stahlfarbenen Blick des Menschen kaum aushalten.

„Ja, beobachtet seit zwei Wochen. Ich saß schon vorgestern neben Ihnen auf der Bank vor dem Pavillon; aber Sie sahen mich nicht. Dann weiß ich neuerdings auch, wo Sie wohnen ..." Doktor Belman lächelte etwas leise und zuversichtlich, als wollte er damit Mut machen.

„Was haben Sie für ein Interesse, mich zu verfolgen?" fragte Roman Henry gleichgiltig und matt.

„Oh, ein sehr großes ... Es ist so groß, daß ich es Ihnen im Moment nicht einmal präzisieren kann, das heißt: eine nähere Angabe möchte Ihnen vielleicht schaden ..." Doktor Belman zuckte mit den Schultern, wiegte seinen Kopf und tat wie einer, der aus irgend einem Grund im Besitz eines starken Einflusses ist.

„Aber, was wollen Sie denn von mir?" — Roman Henry wurde gereizt — „Ich bin doch keine Kokotte, die man auf der Straße anspricht ..." Er wollte recht grob sein, um den Menschen wegzubringen. Es mißlang ihm aber völlig. Doktor Belman lächelte überlegen und nachsichtig. Er schlug sich mit der zusammengefalteten Zeitung, die er in der Hand hielt, aufs Knie und sann eine Sekunde, als überlegte er sich einen Plan oder eine größere Ansprache.

„Sie mißverstehen mich vollkommen ..." hub er jetzt mit einem bestimmten kräftigen Rhythmus an.

Roman Henry knöpfte sich seinen Paletot zu und wollte weggehen.

Da legte ihm Doktor Belman ganz sanft den Arm auf die Schulter und sagte in merkwürdigem, fast tröstendem Ton: „Bleiben Sie ruhig! Solange ich nicht will, werden Sie den Platz doch nicht verlassen ..."

Roman Henry meinte nur trocken: „Sie sind komisch ..." Aber er blieb doch sitzen. Der Mensch interessierte ihn nun. „Wissen Sie," fuhr er fort, „auf Gewalttätigkeiten reagiere ich gar nicht. Sie machen sich da nur lächerlich. Ersparen Sie sich das ..."

Doktor Belman blinzelte ihn an, wie man eine Zielscheibe ganz in der Ferne betrachtet. „Ich habe Sie unterschätzt ..." sagte er jetzt fröhlich.

„Das scheint mir so zu sein!" erwiderte Roman Henry.

„Nicht Sie als Persönlichkeit oder in Ihren Fähigkeiten, sondern einzig Ihren Willen ..." Doktor Belman sprach schnarrend vor sich hin, als gebe er sich selbst über einen gedanklichen Prozeß dabei Rechenschaft.

„Meinen Willen ... Na ja ..." fügte Roman Henry hinzu und verzog seine Mundwinkel.

„Aber Sie sind für mich deshalb durchaus nicht weniger wertvoll. Im Gegenteil, Ihr Fall kompliziert sich dadurch und kann vielleicht neue, noch gar nicht bekannte Abstraktionen zulassen ..."

„Meinen Sie?" fragte Roman Henry amüsiert.

„Das ist meine Ueberzeugung ..."

„Und worin besteht denn Ihr Interesse an mir?"

„Das ist, wie ich Ihnen schon andeutete, nicht sofort und eindeutig zu sagen, weil daraus in Ihren psychischen Zuständen Reflexerscheinungen hervorgerufen werden könnten, die den Gang der Untersuchung störten ..."

„Der Untersuchung?"

„Ja, dies kann ich Ihnen eingestehen, daß Sie seit einigen Tagen das Objekt meiner Beobachtungen sind ..." Doktor Belman zog ein Notizbuch aus dem Ueberrock und blätterte mit nervösen Händen.

„Mich interessiert dies sehr wenig, und wenn Sie gestatten, werde ich jetzt gehen ..." Roman Henry war aufgestanden.

Doktor Belman schien darüber so verblüfft, daß ihm sein Notizbuch in den Schoß sank. Mit hilflosen, klagenden Augen starrte er zu ihm auf und wackelte nur fortwährend mit dem Kopf. Roman Henry empfand plötzlich Mitleid mit ihm und setzte sich wieder.

„Ich dachte doch ..." sagte er jetzt. „Wie kann ein Mensch von Takt eine wissenschaftliche Untersuchung stören!"

Da drehte sich Roman Henry nach ihm um und fragte ihn leise: „Halten Sie mich für einen Verrückten?"

Doktor Belman atmete einmal, ehe er antwortete, sagte dann aber: „Nein ..."

Nun sprachen sie beide nicht mehr. Roman Henry schaute nach einem Kinde, das vor seinen Füßen im Sande spielte. Doktor Belman war für einen Augenblick ratlos.

„Es friert Sie?" fuhr er aber nach eine Weile fort und sah nach Roman Henrys blasser rechter Hand, über die ein brauner schwedischer Handschuh halb zurückgestreift war.

„Woher wissen Sie das?"

„Ich kann mir dies denken ..."

„Soll dies auch mit Ihren Beobachtungen zu tun haben?"

„Es ist ein Symptom Ihrer Krankheit ..."

Roman erwiderte nichts. Er hatte das letzte auch kaum gehört. Dafür empfand er aber ganz deutlich, daß er jetzt, falls er am Fenster wäre, die Ringe steigen sähe. Ein betäubender Druck lag auf seinem Gehirn.

Dies schien Doktor Belman zu ermutigen. Er sagte ihm mit ruhigem Tonfall, ohne ihn eine Sekunde aus dem Blick zu lassen: „Sie sind Morphiomane?"

Roman Henry knöpfte seinen Handschuh zu und fixierte ihn eine Weile, als säße er gar nicht neben ihm, sondern am andern Ende des Weges. Darauf meinte er gequält: „Es ist unerträglich, wie Sie sich in meine Privatangelegenheiten mischen!"

„Allerdings; aber es geschieht ja nicht, um eine persönliche Neugier zu befriedigen ..." Doktor Belman sagte dies schnell und beteuernd, als riskierte er jeden Moment, daß Roman Henry wieder aufstehe.

„Weshalb denn?"

Doktor Belman sah Roman Henry nach seinem Stock greifen und, zum letzten entschlossen, hub er nun förmlich und pathetisch an: „Darf ich mich Ihnen vorstellen in meiner Eigenschaft als Mitglied der Society of psychological sciences Washington. Ich habe hier in der Rue de l'Ecole de Médecine ein mit allem technischen Komfort ausgestattetes Laboratorium für Experimentalpsychologie und bin daran, ein neues, bahnbrechendes Werk zu schreiben. Es handelt sich um Assoziationsversuche in psychopathologischen Fällen. Tabellarisch kann ich Ihnen nachweisen, daß ich bei Alkoholikern, Opiophagen, Aetheromanen rund zwölftausend Experimente registriert habe und zwar in allen Stadien der Entwicklung, von den einfachen Erscheinungen chronischer Intoxikation bis zum Delirium acutum und weiterhin

zu paralytischen und epileptiformen Anfällen und deren Kombinationen."

Doktor Belman hielt inne und kontrollierte den Eindruck auf Roman Henrys Gesicht.

Dieser fragte ruhig: „Sind Sie wohl sehr stolz auf Ihre Arbeit?"

Es entstand eine Pause. Doktor Belman kniff mißmutig die Augen zusammen. Um seinen Mund stand eine messerscharfe Falte.

„Nun aber bin ich daran," fuhr er schließlich mit markantee Betonung jeder Silbe fort, „dir Gruppe der Morphinisten zu komplettieren und hatte in Ihnen auf den ersten Blick einen Typus fortgeschrittensten Grades erkannt: Anämisches Gesicht, welke, trockene, bleiche Haut, schmutziger Teint. Sehr gesunkener Muskeltonus. Schlaffe Haltung, nervöse, fatuöse Miene. Gedrücktes Wesen. Anscheinend auch Tremor manuum. Es bliebe nur noch übrig, Ihre Herztöne zu untersuchen und Sie zu befragen, ob weiter keine vegetativen Störungen vorhanden sind."

Provence und Riviera Abb. 8. Alter Hafen von Marseille, vom Transbordeur aus. Phot. C. Täuber, Zürich.

Roman Henry saß etwas eingeknickt da, als wäre über ihn ein ganzes schweres Hagelwetter niedergegangen, und Doktor Belman atmete auf, wie einer, der froh ist, seine Rede beendet zu haben, und der nun nicht mehr unterbrochen werden kann.

„Das ist wundervoll, was Sie da sagen . . ." meinte Roman Henry und sah nach einem Mädchenpensionat, das vom Odéon her in den Garten eingetreten war. Die Kleinen trugen alle schwarze Kleidchen und hielten sich je zu zweien die Hände, während sie die Treppe gegen den Pavillon hinanstiegen.

„Wie meinen Sie das?" fragte Doktor Belman unsicher.

„Das mit den Symptomen, meine ich . . ." sagte Roman Henry, „wie Sie das alles geformt haben, fast wie ein Gedicht . . . Uebrigens, Sie erinnerten mich im Moment an ein Grammophon, das ich vor Jahren einmal in Berlin hörte."

„Ein seltsamer Vergleich . . ." lächelte Dr. Belman mit der Miene eines Märtyrers.

„Ja, es war auch eine merkwürdige Zeit für mich. Ich hatte damals schon die Gewohnheit, an Sonntagnachmittagen zu schlafen, weil ich die Menschenmassen auf den Straßen nicht ertragen kann. Und da spielte nun immer das Grammophon den Sonntagnachmittag in der Wohnung gegenüber, und eine dicke Frau sah zum Fenster hinaus . . ."

„Sehr merkwürdig!" seufzte Doktor Belman und streifte Roman Henry mit einem lauernden, scharfen Blick.

„Daß ich mich daran noch erinnere?"

„Ja, dies auch . . ."

„Dies würden Sie nun," fuhr Roman Henry fort, „in Ihrer medizinischen Sprache eine richtige Lokalisation in der Vergangenheit nennen. Nicht wahr?"

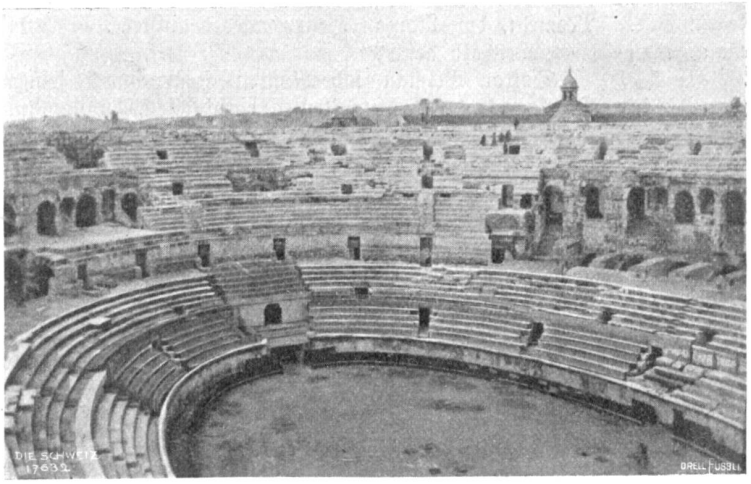
„Mag sein, doch ist im übrigen Ihre Gedankenfolge vollständig anormal, was sich zwar in einem gewissen Maße aus Ihrem Zustand ergibt," sagte Doktor Belman spöttisch und blinzelte mißmutig und bewegte seine Beine, als wüßte er sie nicht mehr unterzubringen.

„Ich will Ihnen dies nicht bestreiten, kann Ihnen aber sagen, daß meine Sinne im Moment derart luzid sind, daß ich Ihren vorigen überaus mißtrauischen Seitenblick sehr wohl konstatieren konnte, trotzdem ich, wie Ihnen bewußt war, nach der Rue des Médicis schaute."

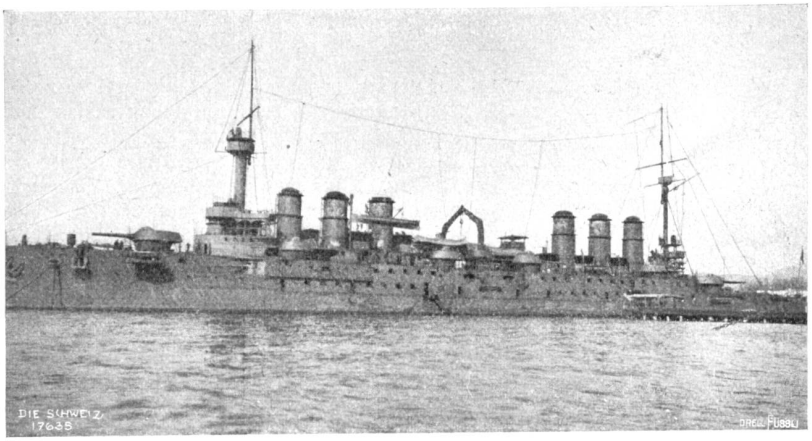
„Ihre Luzidität ist natürlich bedingt durch die zeitliche Distanz von der Injektion . . ."

„Wir kommen da auf ein zu weites Feld," sagte Roman Henry leise und war nun wirklich aufgestanden. „Wenn Sie mir Ihre Karte geben wollen, will ich Sie gerne einmal in Ihrem Laboratorium besuchen . . ."

Er sprach so freundlich, daß sich Doktor Belman nur wenig Hoffnung machte, und schob dann auch die Karte etwas geistesabwesend in seine Rocktasche. Dann hob er den Hut und ging weg.



Provence und Riviera Abb. 7. Amphitheater zu Nimes. Phot. J. Weidmann, Zürich.



Provence und Riviera Abb. 9. Panzer „Ernest Renan" im Hafen von Toulon. Phot. C. Täuber, Zürich.

Amerikaner als Experimentierobjekt dienen. Die Idee war an sich ganz vernünftig, wenn auch Roman Henry entschlossen war, nie hinzugehen. Aber bestand nicht ein ähnlicher Wunsch zwischen ihm und dem Prinzen? Ja, das mochte wohl so sein. Aber er war heute nicht imstande, sich dies weiter zu überlegen. Er hatte eine Glut in den Schläfen, die ihm auf die Augen drückte. Wenn er die Lider schloß, sah er zitternde, graue Farben. Er wußte aber jetzt genau, daß nur der Prinz das Rätsel, das ihn seit Tagen quälte und in das seine Existenz eigentlich verwickelt zu sein schien, lösen konnte.

Als er dies festgestellt hatte, fühlte er sich, wie nach einem schweren Entschluß, befriedigt. Nicht als ob für ihn nicht auch sehr viel Bangigkeit darin beschlossen war; aber es erschien doch hier die Spur eines Ausweges. Er ging nach Hause.

Er hatte während der ganzen Unterredung eigentlich nur an den Prinzen gedacht. Jetzt war er sich auch klarer, was sie beide zusammenzog. Er sollte diesem

(Fortsetzung folgt).

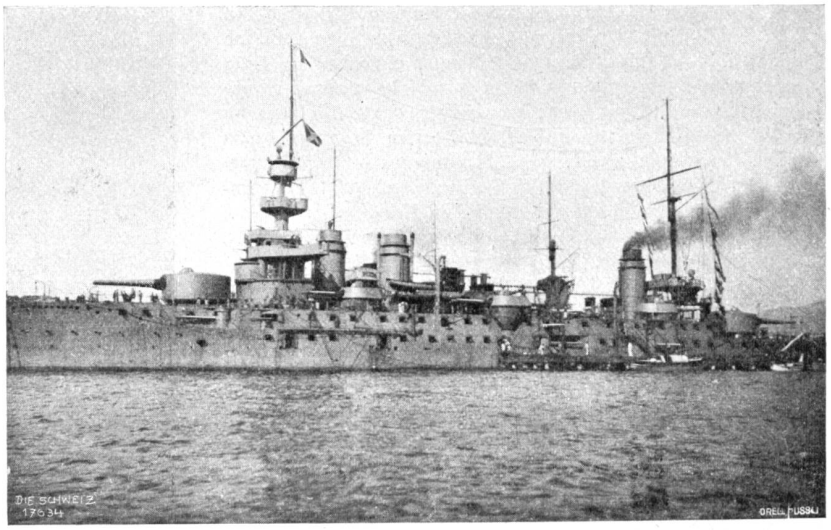
Durch die Provence und Riviera.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit achtzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und von J. Weidmann, Zürich.

(Schluß).

Nîmes, inmitten der ungeheuern, wasserarmen Ebene, abseits der Rhone gelegen, besitzt etwas Wunderbares, das die ersten Ansiedler anlocken mußte: einen (ähnlich wie die Fontaine de Vaucluse, die Quelle der Sorgue südlich des Mont Ventoux) aus einer Felsgrotte in mächtiger Wasserfülle emporschießenden Bach. Es ist klar, daß diese für die primitivsten Lebensbedürfnisse so günstige Stätte schon von den Ureinwohnern und von den Völkern, die in so sinniger Weise die Quellen und Flüsse als heilig verehrten, geschätzt und gehütet wurde. Ein Hain auf einem Hügel begrenzt sie nach Norden; römische Badanlagen, ein Vestalinnentempel und französische Renaissance-Gärten sind successive an diesem geweihten Orte erstanden. Die Föhren des Haines sind vor der Unbill des Mistrals alle stark nach Süden hinneigend gewachsen, als wollten sie vor ihrem schlimmen Feind sich ducken. Ein achteckiger Turm von primitiver Bauart (spitzzulaufend im Innern), die Tour Magne, erhebt sich über dem Hain auf dem Hügel, und von ihm aus genießt man einen herrlichen Blick über die ziegelrote Stadt und die wellige Landschaft. Was ich vom Mont Ventoux nicht entdecken konnte, zeigte sich hier, trotz den gegenteiligen Aeußerungen des unwissenden und trägen Torwärters, in aller Deutlichkeit: ein Stück der Pyrenäen, nämlich eine mächtige Pyramide, ganz isoliert dastehend. Sie lag mit Nîmes und Mont Ventoux ungefähr in einer Linie und zwar etwa 2½ mal soweit nach Südwesten von Nîmes entfernt als der hellschimmernde Mont Ventoux nach Nordosten. Ich erklärte den Berg deshalb für den 2785 m hohen Canigou bei Perpignan, den östlichen Pyrenäenhochgipfel, den bereits um 1285 König Peter III. von Aragonien aus sportlichem Interesse bestiegen, um den Leuten zu zeigen, daß der Pic nicht unbezwinglich sei, wie allgemein geglaubt wurde. Stünde die Tour Magne bei uns, wir besäßen längst Panoramen, Ansichtskarten usw. von dieser Warte. Doch im Süden hat man für dergleichen wenig Sinn. Ich glaube nicht, daß der Wärter allzuhäufig die 140 Stufen der modernen Wendeltreppe zum 28 m hohen Turm emporgestiegen ist; es genügt ihm, die Türe zu öffnen, nachher wieder zu schließen und das Trinkgeld in Empfang zu nehmen ... Südlich an die Quelle angebaut liegt die volkreiche Stadt; ein sehr schön erhaltener römischer Tempel mit Säulen aus Backsteinen, zu dem man jetzt hinabsteigt wie beim Forum in Rom, wird sich früher über den von bald zwei Jahrtausenden angehäuften Schutt erhoben haben. Sein Inneres birgt jetzt allerlei antike Fundstücke. Ebenfalls sehr gut erhalten ist das Amphitheater, das 24,000 Zuschauer faßt und neuerdings für Stierkämpfe großen Stils dient (s. Abb. 7). Es finden deren jeweils zwei bis drei im Juni statt, und zwar deswegen



Provence und Riviera Abb. 10. Kreuzer „La Patrie" im Hafen von Toulon. Phot. C. Täuber, Zürich.